

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

N. 57.

Freitag, den 10. Juli

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Guttler).

Frauenherz und Frauenwaffen.

Lebensbild von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

„Herr Doktor — —“, brachte schnell sich erhebend Hedwig leise hervor. Er folgte ihrem Beispiel und fuhr zugleich mit tieferer Stimme fort:

„Hedwig, sollte ich dennoch vergeblich gehofft, vergeblich in dem Gedanken, auch Ihnen theuer zu sein, mein höchstes Glück gefunden haben? — Sprechen Sie, lassen Sie mich mein Schicksal erfahren, denn diese Unwissenheit wird mir zur höchsten Qual!“

„Was — was soll ich Ihnen sagen?“ fragte zu ihm aufblickend leise und zaghaft Hedwig.

„Daß Sie mich lieben, die Meine sein wollen, mein theures Weib, das mir das Dasein verschönt und mir dadurch immer neue Kraft zu meinem oft schweren Beruf giebt!“

Bei dem Gedanken, dem geliebten Mann so viel sein zu können — so viel sein zu wollen, zog ein freudiger Muth in Hedwig ein, und statt einer Antwort richtete sie die feuchtschimmernden, doch liebestrahlenden Augen langsam und zuversichtlich zu ihm auf, und er mußte ihnen die begehrte Antwort entnommen haben, denn ihre Hände ergreifend, rief er freudig:

„Du liebst mich, Hedwig, willst die Meine werden fürs Leben, bis der Tod uns trennt?“

„Ja, Albrecht, die Deine fürs Leben, bis der Tod uns trennt“, wiederholte sie tiefbewegt, doch mit sicherer Stimme, und bekräftigte ihre Worte durch den Druck ihrer Hände. Dann fühlte sie sich von seinen starken Armen umschlungen, ihre Lippen begegneten sich zum Verlobungskuß, und in leisem, zärtlichem Geplauder stand nun, alles um sich her vergessend, das Liebespaar da. Der Schall der Hausglocke rief sie in die Wirklichkeit zurück, und sich aus den Armen ihres Verlobten losmachend, sagte Hedwig:

„Es müssen der Onkel und die Tante sein, was aber werden sie sagen — —“

Sie vernahmen in der That Herrn und Frau Reichardt's Stimme, welche alsbald das Zimmer betraten, wo hocherglühend Hedwig Legtere mit beiden Armen umschlang, während Dr. Günther Beide, welche ahnten was stattgehabt, mit sichtlich erregung begrüßte und darauf sagte:

„Geben Sie Zustimmung zu unserer Verlobung,

Herr und Frau Reichardt, denn unsere Liebe kann Ihnen nicht entgangen sein!“

Diese ertheilten die begehrte Einwilligung und beglückwünschten dann das Brautpaar, und bald sah der kleine Kreis in freudiger, gehobener Stimmung beisammen. Mit inniger Theilnahme sahen die Pflegerstern auf die glück- und freudestrahlende Hedwig und voll Befriedigung auf deren Verlobten, dessen Herz, Charakter und große Begabung ihnen eine sichere Bürgschaft für ihre Zukunft war. —

Als Dr. Günther auch an diesem Abend im Hause anlangte, entdeckten, seinen Gruß erwidern, seine Mütter und Schwester seine unverkennbare freudige Erregung, und Erstere konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Dir ist gewiß etwas Glückliches widerfahren, Albrecht! — Sind Deine Patienten — —“

„Ja, Mutter, etwas sehr Glückliches, über das auch Ihr, wie ich hoffe, Euch freuen werdet“, erwiderte er lebhaft und erzählte ihnen, daß und mit wem er sich verlobt. Seine Schwester wünschte ihm in herzlichster Weise Glück, ebenfalls herzlich, wenngleich ruhiger, that dieß seine Mutter, wozu sie sich indeß zwingen mußte, um nicht die freudige Erregung ihres Sohnes zu stören. Dieser erzählte ihnen dann eingehend die Geschichte seiner Liebe, versprach ihnen, wenn möglich, seine Braut am folgenden Tage zuzuführen, und begann auch schon für Alle Zukunftspläne zu bauen, bemerkte aber in seiner freudigen Stimmung nicht, daß seine Mutter kaum darauf einging.

Als sie sich für den Abend von ihm getrennt, sagte Frau Günther zu ihrer Tochter:

„Also die ist es doch geworden, Bertha, und noch gestern Abend sprachen wir über — —“

„Mutter“, unterbrach diese schnell und bittend, „laß jetzt alle solche Gedanken schwinden! — Freue Dich vielmehr über das seltliche Glück Deines Sohnes — —“

„Wenn es ein Glück sein wird, Kind“, erwiderte mit Nachdruck Frau Günther. „Bedenke doch nur, an welcher Krankheit ihre Mutter gestorben ist.“

„Frau Rothensfels hatte, wie Frau M. uns seiner Zeit erzählte, ein Nervenleiden, weshalb sie sich in eine Anstalt für solche Kranke begeben“, versetzte ruhig die Tochter.

„Und das Ende derselben wäre höchst wahrscheinlich Irnsinn geworden, vor dem glücklichsterweise der Tod

ſie bewahrt, was ebenfalls uns Frau M. erzählt“, ſprach nochmals mit Nachdruck Frau Günther.

Dieſen Worten folgte eine längere Pauſe, welche Bertha unterbrach und mit merklicher Betonung ſagte:

„Mutter, Albrecht hat, nachdem er Reichardt's ſo lange gekannt, dieſes alles gewußt. Wenn nun als Arzt er ſich ohne Bedenken mit Hedwig Nothensels verlobt, ſo kannſt auch Du über ſeine Verlobung ruhig ſein und darffſt vor allen Dingen ihm gegenüber nie Befürchtungen, wie Du ſie offenbar haſt, äußern!“

„Das werde ich keinesfalls thun“, erwiderte zwar wenig überzeugt Frau Günther und fügte nach abermaliger Pauſe hinzu: „Er will uns ſeine Braut vielleicht ſchon morgen zuführen — —“

„Ich freue mich, ſie zu ſehen!“ rief lebhaft Bertha, hoffend ihrer Mutter Sorgen nach und nach ſchwinden machen zu können. „Wir wollen ſie, die doch eine elternloſe Waiſe iſt, herzlich und liebevoll aufnehmen, nicht wahr, Mutter?“

„Gewiß, Kind“, entgegnete Frau Günther, „müſſen wir das doch ſchon Albrecht's wegen thun! — Ein Anderes wäre es allerdings, würde er mir Fräulein Feldheim als Tochter bringen — —“

„Aber, Mutter, kannſt Du auch jetzt noch an Fräulein Feldheim als eine ſolche denken? — Wie haſt Du es überhaupt gekonnt?“ fragte mit leiſchem Nachdruck ihre Tochter.

„Das weiß ich allerdings nicht“, verſetzte ſinnend Frau Günther, „doch habe ich, wengleich ich ſie nie geſehen, Albrecht's Beſchreibung zuſolge eine mir ſelbſt unerklärliche Zuneigung zu ihr gefaßt. Wenn ich zuweilen an ſie denke, iſt mir's als ob wir wirklich bekannt ſeien, und ich kann mich auch der Ahnung nicht erwehren, daß wir noch einmal und auf beſondere Weiſe in nähere Beziehung zu einander treten werden!“

„Da in der Welt nichts unmöglich iſt, kann man auch das nicht wiſſen“, verſetzte ihre Tochter mit leiſem Größeln, zwar nicht den Gedankengang ihrer Mutter begreifend, die nie phantaſtiſcher Natur geweſen, und erſob ſich, um ihre letzten häuslichen Arbeiten zu beſorgen, während dieſe ſinnend an ihrem Platz verblieb.

Als Beide ſich ſpäter zur Ruhe begaben, mied noch lange der Schlaf ihre Augen, doch waren es nicht freudige Gedanken, welche ſie beſchäftigten, denn auch bei Bertha machten ſich, wenn auch nur leiſe, die Befürchtungen ihrer Mutter geltend.

VIII.

Frühzeitig am folgenden Abend, nachdem er ſo lange unaufhörlich in Anſpruch genommen geweſen, erſchien Dr. Günther mit ſeiner Braut bei ſeiner Mutter und Schweſter, und Dank Bertha's verſtändigen und beruhigenden Vorſtellungen ward ſie auch von Erſterer voll Liebe und Herzlichkeit begrüßt. Hedwig küßte ſich dadurch wohlthuend berührt und war ſelbſt mit dem feſten Vorſatz gekommen, alles aufzubieten, um ſich die Zuneigung der nächſten Verwandten ihres Verlobten zu erwerben, welche, wie ſie wußte, dieſem in hohem Grade werth und theuer waren. Als einmal das erſte Gefühl des Fremdſeins überwunden, begann auch eine vertrauliche Stimmung ſich geltend zu machen, obgleich Frau Günther es nicht unterlaſſen konnte, ihre künftige Schwieger-tochter nebenbei forſchend zu beobachten. Hedwig's blühendes Aeußere aber, namentlich ihre ausdrucksvollen und doch ſo ruhig blickenden Augen, wie ihr eben-

falls ruhiges, wenn auch, genau genommen, über ihre Jahre hinaus beſtimmtes und doch wiederum beſcheidenes Auftreten und Benehmen, ließen auf eine vollkommene geiſtige und körperliche Geſundheit ſchließen. Ihre Beſorgniſſe, die ſie den ganzen Tag beſchäftigt, traten daher für den Augenblick in den Hintergrund.

Dr. Günther aber konnte nicht lange Zeit im traulichen Kreiſe ſeiner Familie verweilen, denn ſeine Schweſter ſagte ihm, daß gegen Abend Fräulein Feldheim geſchickt habe und ihn bitten laſſe, noch zu ihrem Vater zu kommen. Da er wußte, daß dieß nicht ohne dringenden Grund geweſen, war er im Begriff der Aufſorderung Folge zu leiſten, als in ſchwarzem Traube ein Wagen vorfuhr, und ſogleich auch die Hauſthür geöffnet ward. Auf den Flur hinausgehend, erblickte er den Feldheim'schen Hausdiener, welcher mit verſtörtem Geſicht haſtig ſagte, das Fräulein habe ihn nochmals geſchickt, um Dr. Günther zu holen oder ihn aufzuſuchen, da ſein Herr ſehr krank geworden.

Dieſer erklärte ſich bereit, ihn ſogleich zu begleiten, und ins Zimmer zurückkehrend theilte er dieß den ihn erwartungsvoll anſehenden Frauen mit, dann ſeine Braut umarmend ſagte er erſt:

„Hedwig, Du lernſt ſchon heute kennen, daß ſtets die Familie eines Arztes ſeinen Patienten zurückſtehen muß, doch laſſe ich Dich bei meiner Mutter, die Dich auch nach Hauſe geleiten laſſen wird, falls ich nicht rechtzeitig hier bin“, und Alle flüchtig grüßend verließ er das Zimmer, und gleich darauf fuhr der Wagen ſchneller als er gekommen davon.

Bei ſeinem bewußtlos daliegenden Patienten angelangt, ſah Dr. Günther ſchon nach oberflächlicher Unterſuchung, daß er einen Schlaganfall gehabt, nur ein Aberlaß die Bewegung des ſtockenden Blutes herzuſtellen vermochte, und wandte dieſen nach kurzer Verſtändigung mit ſeiner beſorgten, dennoch aber geſaßten Tochter an. Das energiſche Mittel war von Erfolg, denn Herz und Pulſe begannen ſchneller zu ſchlagen, nach einer Weile öffnete er auch die Augen, doch war ſein Blick bewußtlos, und bald ſchloſſen ſich die Lider wieder. Dr. Günther übertrug nun dem Wärter die äußere Anwendung von belebenden Eſſenzen, verſchrieb noch einige Mittel und erklärte Maria, für den Augenblick überflüſſig zu ſein und noch einige Kranke beſuchen zu wollen. In etwa einer Stunde werde er wiederkommen, und hoffe er, daß dann der Zuſtand ihres Vaters ſich gebessert habe, und ſie grüßend verließ er das Zimmer und das Haus. —

Später als er gedacht, kehrte Dr. Günther zu ſeinem Patienten zurück, in deſſen Befinden keine Veränderung zum Beſſern eingetreten. Er ſah dieß mit bedenkllichem Geſicht, was auch der ihn beobachtenden Marie nicht entging. Es mußten weitere Verſuche gemacht werden, ihn dieſem ethargiſchen Zuſtand zu entreißen, und wendete er noch einen Aberlaß und die verſchiedenſten Reizmittel an. Nach längerer Weile erſchien dieß auch von Erfolg zu ſein, denn der Kranke öffnete die Augen und blickte wie ſuchend umher. An ſeiner Seite ſtehend bemerkte dieß Marie, neigte ſich über ihn und legte zugleich ihre lebenswarme Hand auf die ſeine. Er ſchien die Berührung zu empfinden, denn er bewegte die feintige Leich, ſah auch in die beſorgt und liebevoll auf ihn gerichteten Augen ſeines einzigen Kindes — ſchien ſprechen zu wollen, doch bewegten ſich nur ſeine Lippen — im nächſten Moment aber war wiederum jedes Zeichen von

rückkehrendem Leben verschwunden, und mit geschlossenen Augen lag er da. So verging wohl eine Viertelstunde, Marie stand unbeweglich an seinem Bette, Dr. Günther ihr zur Seite, während der Wärter sich an das Fußende zurückgezogen. Dann sahen sie, daß ein merkwürdiges Jucken durch seinen Körper ging, die Hände schlossen sich fest auf der weißen Decke, in den Gesichtszügen ging die Veränderung vor, durch die stets der eintretende Tod sich offenbart, der Mund öffnete sich leicht, und mit einem Seufzer war das Leben aus der einst so kräftigen, stattlichen Hülle entflohen. —

Marie, welche zwar noch Niemand hatte sterben sehen, wußte nur zu gut, daß sie ihren Vater verloren, neigte sich aber gefaßt zu ihm und berührte seine schon erkaltende Stirn mit ihren Lippen. Dann aber machte sich das Gefühl des gänzlichen Alleinseins geltend, einen Augenblick schienen ihr die Kräfte verlassen zu wollen. Dr. Günther trat sie näher, sie richtete sich jedoch auf und begab sich in das Wohnzimmer, wohin er ihr folgte, indes der Wärter bei der Leiche zurückblieb. —

Herrn Feldheim's Bestattung hatte unter großer Theilnahme von Bekannten und früheren Geschäftsfreunden an der Seite seiner ihm im Tode vorangegangenen Gattin und Kinder stattgefunden, und Marie stand nun allein in der Welt da. Sie betrauerte ihren Vater tief und entbehrete ihn eben so schwer, da er so lange der Hauptgegenstand ihres Thuns und Denkens gewesen. Doch war sie nicht der Charakter, sich einer unthätigen Trauer hinzugeben, hatte auch nicht die Zeit dazu, denn wenngleich die einzige Erbin ihres Vaters, der für einen verhängnißvollen Fall Alles geordnet, wurde sie dennoch nach allen Mächungen hin in Anspruch genommen. Zwei tüchtige Männer, sein langjähriger Anwalt und der jetzige Besitzer seines Geschäftes, standen ihr zur Seite und waren auch die Vollstrecker seines letzten Willens.

Dr. Günther hatte sie nur einmal wiedergesehen. Es war dieß am Tage nach dem Tode ihres Vaters gewesen, wo er den vorchriftsmäßigen Todenschein ausgestellt und sie dessen plötzliches Ende besprochen, das eine Herzlähmung herbeigeführt.

Am dritten Morgen nach der Bestattung, wo sie ihren Anwalt erwartete, wurden ihr die Zeitung und mehrere zierliche Briefe gebracht, wie sie deren der Trauer wegen viele erhalten. Sie nach einander öffnend, fand sie in einem derselben zwei Karten, die sie überrascht dem Couvert entnahm, und auf denen sie die Namen „Albrecht Günther, Dr. med., und Hedwig Rothensfels“ las. Einen Augenblick starrte sie auf diese Namen, las sie nochmals, und das verrätherische Blut färbte ihre Wangen und machte ihr Herz lauter klopfen, dann aber die feinen Blätter in die Hülle zurücksteckend, stand sie ruhig da, auch aus ihrem bleichen Gesicht war fast jede Aufregung verschwunden, und sie legte zur Beantwortung die Verlobungskarten auf den Schreibtisch. Als nach einer Weile der Anwalt erschien und mit ihr über Dr. Günther's Verlobung sprach, deren Anzeige er in den Zeitungen gelesen, ging sie unbefangen darauf ein und erkundigte sich nach der Braut. Der Justizrath Niichter konnte ihr die genaueste Auskunft über Hedwig Rothensfels geben, wußte auch, wo ihr Verlobter sie kennen gelernt, und fügte hinzu:

„Die hübsche Braut scheint gesund und kräftig zu

sein und nichts von der Schwäche der Mutter geerbt zu haben.“

„Was war es mit der Mutter, Herr Justizrath?“ fragte schnell Marie.

„Sie ist vor bald zwei Jahren in einer Heilanstalt für Nervenleidende am Rhein gestorben, und Herr Reichardt hat die Leiche mit der verwaiseten Tochter geholt. Da als Arzt Dr. Günther kein Bedenken gehabt, sich mit dieser zu verloben, so muß er das Leiden der Mutter wohl nicht hoch angeschlagen haben, obgleich man leider aus Erfahrung weiß — —“

„Was?“ fragte Marie, als er stockte.

„Daß dergleichen Nerven- oder Gemüthskrankheiten sich leicht vererben, lange im Körper verborgen bleiben und plötzlich hervorbrechen. Mir sind aus meiner Praxis viele dergleichen Fälle bekannt, und könnte ich Ihnen hiesige Familien nennen, deren Verwandte —“

„Wir wollen hoffen, daß Fräulein Rothensfels keinerlei Anlage zu der traurigen Krankheit ihrer verstorbenen Mutter hat, die wahrscheinlich auch nur ein zufälliges Leiden gewesen“, unterbrach ihn Marie, „und daß sie und Dr. Günther ein recht glückliches Paar werden.“

„Da stimme ich Ihnen bei“, entgegnete der Anwalt, „und hoffen sie das gewiß auch selbst — —“

„Und nun zu meinen Angelegenheiten, Herr Justizrath“, schnitt Marie jede weitere Bemerkung ab, „und in diesen haben wir uns wohl zuerst mit dem Erbschaftsamt zu beschäftigen — —“

Ja, Fräulein Feldheim“, und er nahm ein Packet Acten vom Tische auf, die er zu dem Zwecke mitgebracht, während Marie aus dem Sicherheitscylinder ihres Vaters einen Kasten mit Papieren holte, auf welche jene sich bezogen, und mit ihm an die erste selbstständige Arbeit ging, die als Erbin eines bedeutenden Vermögens ihr zugefallen.

Fast eine Woche nach dem Eintreffen der Verlobungskarten erschien spät eines Nachmittags Dr. Günther mit seiner Braut bei Marien. Sie hatte diesen Besuch erwartet und trat ihnen mit der ruhigen Würde entgegen, die sie Ersterem gegenüber stets zur Schau getragen. Nach gegenseitiger Begrüßung und Hedwig's Vorstellung wünschte sie ihnen nochmals Glück zu ihrer Verlobung, wofür Dr. Günther ihr auch im Namen seiner Braut dankte und, während diese die bleiche, tieftrauernde Marie betrachtete, die das Ideal ihrer Schwiegermutter, ohne sie je gesprochen zu haben, hinzufügte:

„Lassen Sie uns ebenfalls hoffen, Fräulein Feldheim, daß Sie sich bald von dem gehalten schweren Verluste erholen werden — —“

„Das werde ich, Herr Doktor“, entgegnete mit leichter Gemessenheit Marie, „sobald ich einigermassen zur Ruhe gekommen sein werde — —“

„Sie müssen jedenfalls für Ihre Gesundheit sorgen“, unterbrach mit leichtem Nachdruck der Arzt, „denn die lange Pflege Ihres verstorbenen Vaters hat in der That Ihre Nerven und Kräfte angegriffen!“

„Ich werde reisen und alle jene Gegenden aufsuchen, die mein Vater mit mir besuchen wollte“, antwortete Marie, die es nicht hindern konnte, daß es merklich um ihre Mundwinkel zuckte, was auch Dr. Günther und Hedwig voll Theilnahme sahen.

Es trat eine Pause ein, die Ersterer unterbrach,

indem er im Namen seiner Mutter und Schwester anfragte, ob es ihnen gestattet sei, Marien ebenfalls ihre Theilnahme auszusprechen, und diese erklärte, daß sie erfreut sein würde, sie zu sehen. Dann erhob sich das Brautpaar, um Abschied zu nehmen, und nach wenigen Minuten war die junge Herrin des Hauses allein. Sie stand inmitten des Zimmers, in welchem der Leier sie kennen gelernt, starrte eine Weile in die helle Ofengluth, die wie damals den Raum erhellte, schlang endlich beide Hände in einander und brachte, während ihre Gesichtszüge einen scharfen, harten Ausdruck annahmen, halblaut die Worte hervor:

„Sie ist schöner und jugendlicher als ich, und ich sollte sie hassen, daß sie keine Liebe gewonnen — gewonnen, als ich — —“

Sie ging eine Weile im Zimmer auf und ab und stand abermals still. Ihre Züge hatten einen milderen Ausdruck angenommen, feucht schimmerten die ausdrucksvollen, tiefblauen Augen, und mit weicher, leiser Stimme sagte sie:

„Nein, nein, ich will sie nicht hassen, wenn ich sie auch noch nicht zu lieben vermag, sie meine Liebe auch nicht begehrt. Die Wege der Vorsehung aber sind wunderbar, und wer weiß, wie ich ihr noch einmal nahe treten werde, die jetzt eine glück- und liebestrahrende Braut ist!“

Einige Tage später ließen Frau Günther und ihre Tochter sich bei Marien melden, die, ihnen freundlich entgegengehend, sie willkommen hieß. Sie standen sich mit forschenden, prüfenden Blicken, besonders von Frau Günther's Seite, gegenüber, während Bertha erfreut war, diejenige kennen zu lernen, für welche ihre Mutter eine wachsende Zuneigung empfand. Diese sprach in herzlichen Worten Marie ihre Theilnahme bei ihrem schweren Verluste aus, wofür sie dankte und der Verlobung ihres Sohnes erwähnte.

Auch dieser förmliche Besuch, der Menschen zusammenführt, welche bestimmt waren, sich nach und nach für kommende schwere Zeiten näher zu treten, ging zu Ende, und mit der ganzen lebenswürdigen Freundlichkeit, die ihr eigen war sobald sie dieselbe äußern wollte und konnte, entließ Marie Dr. Günther's Mutter und Schwester, welchen sie versprach, sie schon in der nächsten Zeit aufsuchen zu wollen. Sie führte dieß aus und lernte bei dieser Gelegenheit auch die gerade anwesenden Reichardt's kennen, welche sie ihrer ganzen Theilnahme versicherten. Durch die Geschäftsverbindungen war Herr Reichardt mit ihrem verstorbenen Vater bekannt gewesen, und so hatten sie manche Berührungspunkte gehabt. —

IX.

Monate waren verfloßen, der Frühling dahingeschwunden und auch der Sommer im Begriff dem Herbst Platz zu machen. Zu Anfang September stand an einem schönen Morgen Marie Feldheim am Fenster eines hübschen Wohnzimmers in einer Villa an der Hauptallee von Baden, wo sie am Tage zuvor angekommen war. Gegen Ende Juni, als ihre geschäftlichen Angelegenheiten soweit geordnet waren, daß ihre persönliche Anwesenheit nicht mehr dazu erforderlich war, hatte sie ihre Vaterstadt verlassen, auf Dr. Günther's Rath einige Wochen im Harz zugebracht, darauf das Seebad Helgoland gebraucht und war dann nach Baden gereist, wo sie vor mehreren Jahren während längerer Zeit mit ihrem Vater gewesen. Ihr Haus hatte sie der Obhut

ihrer langjährigen Haushälterin und des zuverlässigen Hausdieners übergeben, während die zweite Dienerin sie begleitete.

Noch immer auf die belebte Straße hinausblickend, wo Menschen aus fast allen Gegenden der Erde in buntem Gemisch zu sehen waren, hörte sie die Thür öffnen und sah einen Kellner eintreten, welcher ihr einen Brief und die Zeitung aus ihrer Vaterstadt brachte. Sie öffnete und las ersteren, der von Justizrath Richter war, welcher ihr geschäftliche Mittheilungen zu machen hatte, und dann die Zeitung zur Hand nehmend, suchte sie die Familiennachrichten auf. In diesen fand sie mit der Bemerkung „Statt besonderer Meldung“ unter den Heirathsanzeigen die von Dr. Albrecht Günther und Hedwig Nothensels; es hatte dem Datum nach die Hochzeit schon vor mehreren Tagen stattgehabt. Beim Lesen derselben klopfte einmal wieder ihr Herz lauter, und sie blickte eine Weile auf die beiden Namen. Dann aber sagte sie leise und resignirt:

„Mögen sie glücklich sein und es immer mehr werden, so glücklich, wie ich es ihnen wünsche und dazu beitragen will, wenn ich es kann. Das soll und wird dann mein Lebensglück sein, auf ein anderes warte ich nicht mehr! —“

Marie blieb während des ganzen Monats in Baden, wo sie außer anderen Bekanntschaften auch die eines älteren englischen Ehepaars machte, das mit einer kränklichen Enkelin auf dem Continent verweilte. Mr. und Mrs. Stanfield lernten sie kennen und hochschätzen, und die sechzehnjährige Florence Hope hatte bald eine schwärmerische Zuneigung zu ihr gefaßt. Da die Familie den Winter in Wiesbaden zu verleben gedachte, so machte sie Marien den Vorschlag, daselbe zu thun, und Florence unterstützte dieß durch lebhaftes Bitten. Sie war mit ihrem Vater ebenfalls in Wiesbaden gewesen, hatte jedoch die Genüsse des weltberühmten Bades nicht kennen gelernt, wußte aber, daß der Winter ihr dort auf angenehme Weise vergehen würde, und ging auf Stanfield's Vorschlag ein, die sämmtlich hocherfreut waren, sie in ihrer Nähe behalten zu können, und es wurde beschlossen, zu Ende Oktober nach Wiesbaden zu reisen.

Der Winter verfloß in der That dem kleinen Kreise in angenehmster Weise, und als der April herangekommen und Stanfield's daran dachten, nach England zurückzulehren, baten sie Marie, sie zu begleiten, für den Sommer ihr Gast zu sein und zugleich einen Theil ihres Vaterlandes kennen zu lernen. Durch diese Einladung ging ihr ein langgehegter Wunsch in Erfüllung, und da im Vaterhause und in der Vaterstadt Niemand ihrer wartete, nahm sie dieselbe dankend an, theilte ihrem Anwalt wie auch ihrer Haushälterin ihren Entschluß mit und reiste im April mit der hocherfreuten Familie Stanfield nach London. —

An einem der ersten Tage des begonnenen Herbstes näherte sich gegen acht Uhr Abends der Eisenbahnzug der Stadt . . . , und in einem Coupé erster Klasse lehnte sinnend Marie Feldheim und fragte sich endlich, ob nach fast fünfzehnmonatlicher, in steter Abwechslung verlebter Abwesenheit es ihr in der Vaterstadt wieder gefallen würde. Ein wehmüthiger Zug überflog ihr Gesicht, das frisch und blühend von wiedergekehrter Kraft und Gesundheit sprach, ihre tiefblauen Augen schimmerten feucht, aber entschlossen sagte sie:

„Es soll und muß mir wiederum in der Heimath

gefallen, in der ich von der Vorsehung so reich vor vielen Andern bevorzugt bin, und in dem neuen thätigen Leben, das ich beginnen werde, finde ich ebenfalls Beruhigung und Abwechslung!"

Der Zug hatte die Stadt erreicht. Ein langgezogener Pfliff — dann hielt er und Marie Feldheim war angekommen. Auf dem Perron der Einfahrtshalle warteten viele Menschen; ihr scharfer Blick sah bekannte Gesichter. Da erschien eiligen Schrittes ein hochgewachsener Mann, und als der Schaffner die Thür öffnete und der Justizrath Richter ihr mit herzlichen Worten die Hand zum Aussteigen bot, reichte ihr auch Dr. Günther die feine und sagte lebhaft:

„Seien Sie herzlich willkommen in der Heimath, Fräulein Feldheim, und nehmen Sie auch die besten Grüße der Meinigen!"

Marie erwiderte freundlich und mit festerer Stimme auf den Gruß der beiden Männer, und als der Diener herantrat — ihre Dienerin hatte sie von Wiesbaden zurückgeschickt — übergab sie diesem, ihn ebenfalls begrüßend, die Beforgung ihres Reisegepäcks und schritt dann dem ihrer wartenden Wagen zu, indem sie zugleich Dr. Günther nach seiner Familie und besonders nach einem kleinen, vierwöchentlichen Sohn fragte.

„Es geht ihm prächtig“, erwiderte er mit freudstrahlenden Augen, „und meine Frau hat vollauf mit ihm zu thun, da sie ihn keinen fremden Händen überlassen will. Wie es Ihnen gegangen, haben wir stets von dem Herrn Justizrath erfahren, und bestätigt Ihr Aeußeres seine günstigen Nachrichten!"

„Ich befinde mich allerdings sehr wohl“, entgegnete Marie, „und schreibe dieß besonders der Luft von Altengland zu!"

Sie hatten den Wagen erreicht, Dr. Günther half ihr einsteigen und die Herren empfahlen sich, nachdem Ersterer noch Grüße für die Seinen entgegengenommen. Dann erschien Johann mit dem Gepäck, und in raschem Trabe verließen sie den Bahnhof.

In ihrem Vaterhause angelangt, ward Marie von der Haushälterin und Dienerin in herzlicher Weise begrüßt, und voll Nahrung sah sie wie alles zu ihrem Empfang geschmückt war. Auf einem der Tische des Wohnzimmers fand sie zwei selten schöne Blumenkörbe, und überrascht auf die hineingesteckten Karten blickend sah sie, daß der eine von Frau Günther, ihrer Tochter und Schwiegertochter war, der zweite aber, mit den prächtigsten Rosen angefüllt, von Herrn und Frau Reichardt geschickt worden.

Tiefgerührt betrachtete sie diese Zeichen von Zuneigung, welche sie nicht erwartete, und griff dann zu den übrigen Karten und Briefen, durch die auch andere Bekannte sie in der Heimath begrüßt. —

(Fortsetzung folgt.)

Goldkörner.

Der Beweggrund allein bestimmt das Verdienstliche in den Handlungen der Menschen, und die Uneigennützigkeit drückt das Siegel der Vollkommenheit darauf.

Gönnt nur der jungen Brust ihr Wogen
Von Leid in Lust, von Lust in Pein:
Thränen der Lieb' und froher Hoffnung Schein,
Das gibt des Lebens schönsten Regenbogen.
Emanuel Geibel.

Belletri.

Von Dr. Joseph Herbed.

(Nachdruck verboten.)

An einem Sommerabend des Jahres 1875, ungefähr um 8 Uhr, als es eben dunkel wurde, hätte man auf dem Wege, der von Dolcino nach Chiavenna führt, einen jungen Mann müde dahin schreiten sehen können. Ich sage, man hätte ihn sehen können, aber es sah ihn Niemand, und ich habe die ganze Erzählung nur aus seinem Munde. Daß ihm Niemand begegnete, hing von dem schlechten Wetter ab. Es regnete, und der Wind blies unangenehm vom Splügen her. Hätte ein Stephaner jener Zeit, will sagen, ein Jögling des Gymnasiums St. Stephan zu Augsburg, den Jüngling mit lockigem Haar und Mäherhwal um die Schultern erblickt, so würde er im Augenblick gewußt haben, daß der Wanderer kein Anderer sein könne, als der unter dem Spitznamen Cicco bei allen neun Klassen des Gymnasiums wohlbekannte Studiojus, der nun sein Absolutorium in der Tasche und eine rothe Mütze auf dem Kopfe trug. Da jedoch kein Stephaner zur Stelle war, so hätte Niemand über den Reisenden Auskunft geben können, wobei auch Niemand etwas verlor.

Es gibt unangenehmere Wege, als eine italienische Straße bei herrschendem Wind. Wenn es dabei noch regnet, so wird selbst ein schwärmerischer Abiturient sich nicht poetisch gehoben fühlen. Der Wind trieb in dem Thalweg ein malitioses Kreiselspiel, und der Regen schien seine Freude daran zu haben, die rothe Mütze zu einem mißfarbigen Waschlappen zu gestalten. Regen und Wind pausirten zuweilen, um dann wieder kräftiger als zuvor auf den Touristen hereinzufallen. Je übler dessen Laune wurde, desto entzückter schienen die entfesselten Elemente zu sein.

Obt mußte der Wanderer wie festgebohrt dastehen, um nicht in den seitlichen Graben hinuntergeweht zu werden. In dem Graben tummelte sich im raschen Laufe vom Splügen herabkommend und im hurtigen Crescendo zur Fluth sich anstauend ein Bergwasser.

„Beim Jupiter Pluvius“, fluchte in heidnischer Weise Cicco, „die Sache wird unangenehm, doch ich sehe schon die ersten Häuser von Chiavenna.“

„O mein armer, vom guten Rektor Rauch so arg verhöhnter Banditenhwal!“ sagte Cicco und wand die Zipfel dieses triefenden Kleidungsstückes aus. „Es ist gut, daß ich nicht in die Nacht hinein kam. Aber in der ersten Osteria wird eingefeht!“

Der Gedanke an die Osteria vermehrte die Schnelligkeit seiner Schritte. Schließlich hielt er bei einem Albergo an der linken Seite der Straße inne.

Mit flüchtigem Blicke maß Cicco das Gasthaus. Es war ein kastellartiges Gebäude, aus dessen Fenstern traulich Licht hervorschimerte. Ohne Zögern begab er sich hinein. Nach wenigen Minuten saß Cicco an einem röhlich glänzenden Herdfeuer im Gastzimmer. Eine hübsche Welsche hatte ihn mit einem freundlichen buona sera begrüßt und das Tischchen gedeckt. Er ließ der großen Schüssel Reis alle Anerkennung widerfahren. Der Herr Wirth trug über der halb zurückgeschlagenen Schürze ein buntes Fäckchen von Nanquin. Er wußte flugs ein Gespräch anzubinden, das er im Auf- und Abgehen sichtlich fortsetzte. Seine Späße machte er mit der größten Trockenheit, und Wohlwollen für den Studenten leuchtete aus seinen Augen. Von Antiquitäten und Petrefakten

lenkte er das Gespräch auf die morgige Weiterreise des jungen Mannes.

Cieco trank gern — seine Professoren sagten „sehr gern“ — und er verleibte sich ein Glas Montebello nach dem andern ein. Er gab dem Wirth auch laut die Ehre, daß dessen Keller gut bestellt sei. Unter italienischer Wein ist eine herrliche Gottesgabe. Cieco empfand das in tiefstem Gemüthe, als er, während draußen der Wind heulte, in dem behaglichen Zimmer saß. Zudem er dies empfand, ließ er wieder einen mezzo litro bringen. Je mehr er trank, desto wohliger kam ihm seine Situation vor.

„Da kann man sogar“, sagte Cieco zu sich selbst, „das gute Braumbier beim Wiesele in der Windgasse vergessen. Geseget sei Italia! Wenn der billige Montebello schon so schmeckt, wie muß erst ein Falerner oder ein vino di Velletri munden!“

Cieco wurde allmählich sentimental und bestellte den vierten und fünften mezzo litro.

Cieco hatte allzeit große Liebe zum Wein bewiesen. Das er die Menus von Hofstafeln, so schmalzte er bei jeder neuen Sorte Nebengold oder Traubenblut mit der Zunge. Er hätte sich nichts Schöneres denken können, als von der Regierung zur Prüfung sämmtlicher Weinniederlagen des Königreichs beordert zu werden. Solcherlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf, als er bei seinem Montebello saß. Nachdem er bei den letzten Gläsern erwogen hatte, daß er von der Natur zu einem solchen Geschäfte förmlich prädestinirt sei, kam er zu dem Schlusse, daß seine Talente schmählich verkannt würden und er am besten thäte, zu Bett zu gehen.

Die schmucke Welsche leuchtete ihm über eine Treppe ohne Geländer nach seinem Zimmer. Durch einen gewundenen Gang kam er in sein Schlafgemach, Graziella wünschte ihm felicissima notte und ließ ihn allein.

Das ungeheure Bett hatte einen gelben Ueberzug, die paar Stühle waren mit Stroh überflochten, das Waschbecken von Zinn in die Wand eingelassen und die Thüre ohne Schloß. Was Cieco am meisten auffiel, war ein großes Delbild, das allem Anschein nach einen früheren Besitzer des Albergos darstellte. Das behäbige, jedenfalls einem vorzüglichen Weinkenner angehörige Gesicht des gemalten Herrn gefiel Cieco ungemein. Cieco hob den Leuchter in die Höhe und schaute den Conterseiten, der auch ein Nobile sein konnte, lange Zeit unverwandt an.

„Der mag manchen guten Tropfen geschluckt haben“, dachte Cieco, als er endlich anfing, sich langsam auszu- kleiden, wobei er in einem fort nach dem Bilde blickte, das seinem Bett gegenüber hing. „Ein interessantes Bild“, sprach Cieco bei sich selbst, der durch den Montebello zum Kunstkenner geworden war, „ein interessantes Bild!“ Er faßte die Tafel an, hob sie herunter und befestigte sie wieder an ihrem Nagel. Dann stieg er in das Bett, hüllte sich in die gelbe Decke und schlief ein.

Nach einer halben Stunde erwachte er plötzlich aus einem wirren Traume von Wirthen mit Manquinsäckchen und Montebelloflaschen, und der erste Gegenstand, den er beim Licht des Mondes, der beim Nachlaß des Sturmes über die Wolken gesiegt hatte, noch halb bekümbt untersah, war das seltsame Bild.

„Ich will es nicht mehr ansehen“, dachte Cieco und kniff die Augen zusammen, aber er konnte nicht einschlafen. Sein Hirn war in einem Aufruhr, den er sich nicht zu

erklären wußte, und Wirth und Flaschen vollführten um ihn eine Tarantella und machten über seine Lagerstätte Saltosmortales.

„Am Ende ist's besser, einen einzigen wirklichen gemalten Wirth zu sehen, als einen Haufen eingebildete“, sagte Cieco, hob den Kopf aus den Kisseln empor und erkannte deutlich beim Mondlicht das Gemälde.

Cieco schaute hin nach ihm, und während er es that, geschah etwas Wunderliches. Der Mann des Bildes stieg herunter, Unterleib und Füße wuchsen an seine Hüfte hinan. Er hatte seine Hände in den Taschen seines langen, kastanartigen Rockes stecken. Er trug Pantoffeln und schlich im Zimmer auf und ab. Cieco richtete sich im Bett empor und rieb sich die Augen, um die Täuschung zu verschreiben. Vergebens! Der Mann blieb im Zimmer und schritt auf Cieco zu.

Cieco war von Natur beherzt und hatte zudem fünf halbe Liter Montebello getrunken. War ihm auch anfangs etwas hänglich, so fing er doch bald an unwillig zu werden, daß der Mann so unverschämt neben seinem Bett stand. Er beschloß endlich, sich dies nicht gefallen zu lassen und rief in seinem vom Pater Zenetti erworbenen Italienisch: „Beim Zeus, was soll das bedeuten?“

„Das Haus, lieber Cieco, war mein“, sagte der Mann. Er war noch näher herangetreten.

„Wie kommt es, daß Ihr meinen Pseudonamen wißt?“ fragte Cieco, der ein wenig bestürzt wurde.

„Sachte, Cieco, sachte“, erwiderte der Mann, „nicht unmanierlich. Ich war ein Nobile, bevor ich zum Wirth herabsank.“ Während dies der Mann sprach, sah er so stolz aus, daß Cieco in sich zusammenknickte.

„Ich wollte Euch nicht beleidigen“, sagte Cieco, weit demüthiger, als sonst seine Art war.

„Bene, benissimo“, fuhr der Mann fort, „Cieco —“

„Signore —“

„Ich kenne Dich und Deine Veranlagung, Cieco. Du hast keine Reichthümer, Cieco!“

„Allerdings nicht“, entgegnete Cieco. „Woher wißt Ihr das?“

„Hat nichts zu sagen“, sprach der Mann. „Du liebst allzusehr den vino, Cieco.“

Cieco wollte versichern, daß er nur Bier trinke. Allein er dachte des vorausgängigen Abends, erröthete und schwieg.

„Cieco“, hub der Mann wieder an, „der Montebello war gut, was sagst Du, Cieco?“

Bei diesen Worten schmalzte der Mann mit der Zunge und sah so unverschämt weinlüstern aus, daß Cieco ein Grauen überfuhr.

„Ich war der einstige Inhaber des Kellers“, fuhr der Mann fort.

„Ist es wahr?“ fragte Cieco.

„Weiß alle Lagerräumlichkeiten, Cieco“, sagte der Mann.

„Ist es möglich!?“ rief Cieco aus.

„Es ist gewiß, Cieco“, sprach der Mann weiter.

„Ich kenne den Keller besser als sein jetziger Besitzer. Er braucht nicht alles zu wissen.“ Der Mann sah dabei so frechpissig aus, daß Cieco später versicherte, er hätte ihn für einen großen Spitzbuben gehalten. „Ich war meiner Zeit ein großer Kenner der Neben“, sagte der alte Weintiefer, „habe die seltensten Tropfen geleckt. Was sagst Du, he?“

Er war im Begriffe, nun über seine Spitzchen und

Räuschchen zu verbreiten, als ein fahler Todtenzug über sein Angesicht glitt. „Du gehörst nimmer unter die Lebenden“, dachte sich Cicco, sagte aber nichts.

„Der Wein war mein Tod“, begann der Mann wieder. „Er hat, Cicco, neben Licht auch Schattenseiten. Es lagerte sich im Körper da und dort was ab, wie in den Fässern, es wurde zuletzt eine schlimme Sache, Cicco.“

„Das will ich gern glauben, Signore“, sagte Cicco.

„Lassen wir das gut sein, Cicco; ich bin abgeschweift“, sprach der Mann weiter. „Cicco, ich wünsche Dir ein Geheimniß anzuvertrauen.“

„Mir, Signore?“ rief Cicco aus.

„Keinem Anderen“, sagte der Mann.

„Was habt Ihr auf dem Herzen?“ sagte Cicco. Er dachte dabei unwillkürlich, daß das Herz dieses Mannes nicht mehr schlug.

„Der jetzige Inhaber des Albergos wird Dich die ganzen Ferien freihalten“, entgegnete der Mann.

„Das wird er nicht“, fuhr Cicco fort, „denn ich bin ihm völlig unbekannt und reise morgen fort.“

„Er wird Dich“, sagte der Mann bestimmt, „wie ein Kleinod werth halten.“

„Meint Ihr?“ versetzte Cicco. „Würdet Ihr die Italiener heutigen Tages kennen, Ihr würdet anders reden.“

„Ich weiß Alles“, sagte der Mann.

„Was denn Alles?“ fragte Cicco.

„Ei, daß Antonio Dario dem gelben Metall nicht abhold und daß er guten Wein wohl zu proben und zu taxiren versteht“, antwortete der Mann.

Ueber diese so sehr das Irdische streifenden Aeußerungen des doch dem Erdenleben bereits Entrückten erzürnte sich Cicco gewaltig.

„Ich weiß, was Du denkst“, sagte der Mann, „aber wir Alten haben wie ihr Jungen einen vollen Becher und eine schwere Börse einem leeren Glase und einem schwindfüchtigen Beutelchen vorgezogen.“

„Ihr mögt allerhand getrieben haben“, bemerkte Cicco.

„Mag sein“, erwiderte der alte Herr mit einem Winkeln, wie wenn er an gegläckte Zollbetrugationen dachte. „Ich bin der Urahn des Antonio Dario“, fügte er melancholisch hinzu.

„Habt Ihr einen großen Weinhandel geführt?“ fragte Cicco.

„Will es meinen, Cicco,“ antwortete der Mann.

„Ich kam von Syrakus bis nach Potsdam.“

„Welche Weine habt Ihr verschleift, Signore?“ fragte Cicco weiter.

„Saure Sorten, Cicco, und Perlen ihrer Gattung“, erwiderte der alte Herr, den Ellbogen vor die Augen bringend. „Ich plagte mich viel, Cicco, aber ich stärkte mich auch, und die allerbeste Sorte lag in meinem für jeden Anderen unzugänglichen Privatkeller. In dessen aus Fels gebildetem natürlichem Vorgewölbe liegt auch mein Gebein; denn ich bin nur ein Schatten; es traf mich dort der Schlag, und Niemand hat mich je gefunden. Es war schauerhaft, Cicco.“

„Schauerhaft!“ wiederholte Cicco.

Der Alte schwieg einige Minuten, augenscheinlich gegen eine heftige innere Bewegung ankämpfend, und begann endlich wieder: „Cicco, ich komme ganz von meiner Sache ab. In dem Keller, in dessen Vorgewölbe ich liege, sind sechs Niefenfässer des erlesensten Belletri. Theile das Geheimniß mit meinem Urentel, lasse Dir

weidlich von dem kaiserlichen Getränke schmecken, entsprechende Abung dazu reichen, und verlange für Dich kecklich nach manchen Tagen noch einen ordentlichen Klumpen Reisegeld, geringes Entgelt für solche Entdeckung. Begrabt mein Gebein! Antonio Dario wird Dein Freund bleiben und durch meinen Mißlaß zu ungeahntem Reichtum kommen; denn die Flasche kann er ohne Presserei Fürsten zu zwanzig Lire anbieten.“

„Was sagt Ihr; aber —“

„Unterbrich mich nicht“, fuhr der Mann fort. „Ich habe Dich zu dem Geschäft ausgesucht, weil ich weiß, daß Du gute Tropfen zu würdigen verstehst. Dieser Belletri ist nicht für furchtsame Letzter und auch nicht für Trunkenbolde gewachsen, sondern von ihm gilt, was mir ein Engländer einmal in's Fremdenbuch schrieb: „Guter Wein ist ein gutes geselliges Ding, und jeder Mensch kann sich wohl einmal davon begeistern lassen.“ Der sagte, den Ausspruch habe sein großer Landsmann Shakespeare gethan.“

„Ich bin Euch für gute Meinung und Absicht verbunden, Signore“, sagte Cicco.

„Darum sollst Du Dein reichliches Theil von dem Belletri haben, weil Du nicht miserables Zeug trinkst, wie Thee und Kaffee, was bei den Chinesen wächst, sondern echten, gerechten Wein vertragen kannst“, sagte der Mann in bestimmtem Tone.

„Wird mir aber Antonio Dario meine Kunde von Ihrem existirenden Privatkeller glauben?“ fragte Cicco mit großer Lebhaftigkeit.

„Du wirst ihm den Eingang des Kellers weisen und dessen Plan einhändigen“, antwortete der alte Herr.

„Wo soll ich die Kenntniß des Kellereingangs oder gar den Plan hernehmen?“ sagte Cicco, vor Eifer und Unruhe halb aus dem Bett springend.

Der Mann hob seinen rechten Arm empor und streckte ein vergilbtes Pergament in die Höhe.

„Antonio Dario läßt sich's nicht träumen“, sagte er, „daß Urkunde und Plan ich stets in meinem Hause in dem Rahmen meines Bildes verborgen hielt.“

Während der alte Herr diese Worte fast feierlich sprach, wurde sein Gesicht und seine ganze Gestalt immer unbestimmter und schemenhafter. Cicco schwindelte es vor den Augen. Der Mann schien allmählig wieder in das Gemälde zurückzukehren. Cicco sank auf sein Kissen zurück und schloß ein.

(Schluß folgt.)

Allelei.

Von einem ausgestorbenen Kriegsschiff hertöhet die in S. Paolo erscheinende Germania: Das schreckliche Schicksal, das im Rio-Hafen die Besatzung des italienischen Kriegsdampfers Lombardia getroffen hat, dürfte in der Geschichte der Seuchen immerhin als eines der traurigsten Beispiele verzeichnet werden. Dieses Schiff lag seit Monaten im Hafen von Rio. Sein dortiges Verbleiben trotz der grausam herrschenden Gelbfieber-Epidemie entschuldigt man damit, daß der italienisch-brasilianische Entschuldigungsstreit bisher so stand, daß eine plötzliche Abreise des Gesandten stets erfolgen konnte. Ob das einen genügenden Entschuldigungsgrund angeht dieses ungeheuern Unglücks bilden kann, ist wohl sehr fraglich. Die Besatzung des Kriegsschiffes bestand aus

249 Personen. Mitte März waren davon bereits 121 Mann sammt Commandant und Vice-Commandant gestorben, 94 genesen, 14 krank im Spital und nur noch 20 Mann vom Fieber unversehrt. Nun kam am 16. März von Rio de Janeiro die Meldung, daß von diesen 20 Mann zehn auch noch erkrankt seien, darunter der Arzt selbst. Die noch gesunden zehn Mann fuhren nun, ohne den neuen Commandanten abzuwarten, nach den Capverdischen Inseln. Diese Nachricht hat in Rio großes Aufsehen erregt, aber kein Mensch kann die Handlungsweise, den letzten Rettungsversuch jener paar Leute, mißbilligen. Nachdem der größte Theil der Leute vom Fieber ergriffen war, kam man dazu, Gesunde und Kranke wegzuschaffen und erstere in Baracken unterzubringen. Es wurde dann eine sogenannte Desinfection vorgenommen, die von der einheimischen Presse der schärfsten Kritik unterzogen wurde und deren Eigenschaften jetzt durch die weitern Erkrankungen beleuchtet werden.

Eine Jubilarin. In diesem Jahre feiert eine unentbehrliche Dienerin, die fast in jedem Hause zu finden ist, ihr fünfzigjähriges Jubiläum: die Nähmaschine. Elias Howe in Massachusetts war es, der nach langen Versuchen die erste Nähmaschine erfand. Im Jahre 1846 wurde seine Erfindung in Amerika patentirt; die Kosten dafür konnte er sich nur mit den größten Mühen verschaffen. Er hoffte, in England Verwertung für seine Idee zu finden, jedoch umsonst. Da er die Kosten der Reise nicht bestreiten konnte, so nahm er die Stelle eines Schiffsboots an. Als er in die Heimath zurückkehrte, fand er, daß Andere seine Erfindung für die ihrige ausgaben. Er mußte einen Prozeß anstrengen und, um sein Leben zu fristen, als Gehilfe bei einem Mechaniker arbeiten. Schließlich gewann er jedoch seinen Prozeß und erhielt eine Entschädigungssumme und 14 Dollars von jeder in Amerika gefertigten Maschine. Bei der bald sich entwickelnden Massenproduction wurde er ein reicher Mann.

Kaiser Alexander I. von Rußland war bei dem Jahresfeste eines der Pariser Hospitäler anwesend, als die Frauen und Töchter der Protectoren mit Tellern herumgingen, um Beträge für die milde Stiftung einzusammeln. Dem Kaiser fiel die große Schönheit der jungen Dame auf, welche ihm den Teller präsentirte, und galant flüsterete er, indem er eine sehr reiche Gabe hinlegte: „Für Ihre schönen, glänzenden Augen, Mademoiselle.“ Das schöne Kind knigte tief und — hielt sofort den Teller noch einmal hin. — „Wie!“ rief der höchlich erstaunte Kaiser, noch mehr? — „Ja, Eure“, antwortete sie, „diesmal für die Armen.“

Ein kaltblütiger Redner. Der amerikanische Staatsmann van Buren wurde bei einer Versammlung, als er eine Rede beginnen wollte, sehr mißlieblich empfangen. Man pffif, zischte, heulte und grunzte. Er blieb dennoch, ohne eine Miene zu verziehen, auf der Tribüne, bis die Leute sich vollkommen ausgetobt hatten. Dann knüpfte er den Rock zu und enifernte sich mit den kaltblütigen Worten: „Nun seid Ihr jedenfalls um eine famose Rede gekommen.“

Der andere Mensch. Ein Herr, der die schlimme Gewohnheit hatte, nicht nur einen, sondern sogar zwei Schnäpfe auf einmal zu bestellen, befragt, warum er

solches thäte, meinte: „Ja, das hat seine ganz eigenthümliche Bewandniß: Sehen Sie, meine Herren, wenn ich einen Schnaps trinke, so werde ich ein ganz anderer Mensch, und, meine Herren, ich sehe nicht ein, warum der andere Mensch nicht auch einen Schnaps haben soll, was ich zu beachten bitte.“

Des Sternleins „gute Meinung“.

Du trauliches Sternlein, was blickst du verstoßen
Durch wandelnder Wolken dunklen Miß
Herab in des Herzens heimliches Grollen,
Als suchtest du hier wohl ein Paradies?

Wohl fühlte ich oft Paradieses-Wonnen,
Wenn schneidend und hoffend das Herz sich herauscht,
Am trügerisch-sprudelnden Wunderbrunnen,
Dem Jugend und Leuz, ach! so gerne lauscht.
Doch eitel war all mein Sehnen und Wähnen,
Nur Traum und Schaum das winkende Glück,
Drum grüßet aus perlendem Thau der Thränen
Dich, trauliches Sternlein, mein zagernder Blick.

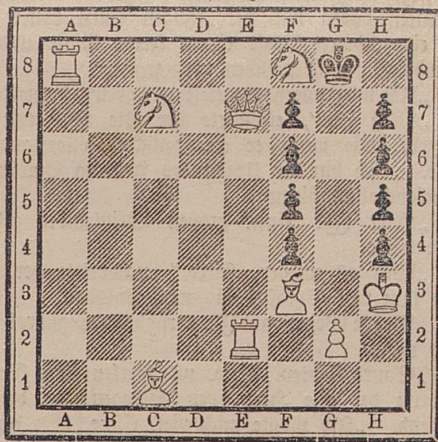
Doch tröstend erwidert dein liebliches Strahlen;
Mir ist's, als rief es in's Herz mir hinein:
„Was nährst du unnuhtig heimliche Qualen,
Du Thor, und könntest doch glücklich sein?“

Wie die Wolken, die stürmisch am Himmel jagen,
Verklärend der Strahl meines Lichtes durchbricht,
So stärkt und verkärt sich in Klagen und Jagen
Das Herz in des Friedens sanftschimmerndem Licht.
Drum, wenn dir das Leben nicht Rosen streuet,
Streu' selber dir Rosen in's Leben hinein;
So wirst du, ob es auch stürmt und dräuet,
Zumitten der Stürme doch glücklich sein.“

J. N.

Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß soll mit dem Bauer G2 mattsetzen, ohne einen Bauer zu schlagen. — Wir machen auf diese Bedingungsauflösung ganz besonders aufmerksam, es ist eine berühmte Kuriosität, das sogenannte Spiebruthensspiel des Marschalls von Sachsen.

Auflösung der Kreuzcharade in Nr. 56:



Nohe, Geer, Noer, Hero, Hebe, Beer, Erbe.